

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 12

Artikel: Der Kampf um die Witwe
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Friedrich Glauser

Illustration von H. Lang

Das die Wahl für ihn so günstig ausgefallen war, hatte Pfarrer Dohmster vor allem der Witwe Lehmann zu verdanken. Oder vielmehr der teilweisen Heilung, die ihm gelang.

Er hatte die Witwe in der Woche vor seiner Probepredigt besucht. Frau Lehmann war eine Frau von schwer zu bestimmendem Alter, die ihr Leben im Bett verbrachte: ihre Beine seien gelähmt, behauptete sie. Pfarrer Dohmster nun vermochte ihr Zutrauen zu gewinnen. Als er sich an ihrem Bett niederliess, begann sie nach ihrer Gewohnheit zu klagen über Schmerzen, über unzählige Beschwerden, sie hatte Tränen in den Augen und einen Blick, der Mitleid forderte. Aber Dohmster liess sich auf die Klagen nicht ein, er unterbrach den Fluss der Rede mit leichten Scherzen, schliesslich verlangte er, während er ein sanftes Prälatenlächeln erstrahlen liess,

die Witwe solle am nächsten Sonntag in die Kirche kommen. Schon aus den Protesten, die auf diese Aufforderung einsetzten, war deutlich Frau Lehmanns Wunsch zu spüren, gezwungen zu werden (obwohl dieses Bedürfnis nach Zwang wohl kaum bewusst war), und Dohmster nutzte diese Einstellung; auf alle Einwände gab er die bestimmte, freundliche Antwort: « Sie werden kommen! » Und die Witwe kam, zwar in einem Krankenwägelchen bis zur Kirchentür, aber den Weg zu ihrem Platz in den vordersten Bänken legte sie zu Fuss zurück, auf zwei Stöcke gestützt. Nach einigen Tagen wurde das Wägelchen unnütz (nach einem zweiten Besuch Dohmsters, bei welchem er immer wieder gesagt hatte: « Sie können ja ganz gut gehen, ich bin überzeugt, dass Sie ganz gut gehen können! ») nach einer Woche ging sie ohne Stock spazieren.

Das Dorf wunderte sich, aber niemand wagte zu spotten, denn die Witwe Lehmann war reich und hatte Einfluss: sie war verschwägert mit dem Notar, der Gemeindeschreiber war, vervettert mit dem Gemeindepräsidenten, dem Friedhofgärtner und dem Ochsenwirt. Diese Beziehungen waren gewichtig, und sie warf sie begeistert in die Waagschale. So wurde denn Pfarrer Dohmster in die Gemeinde Gysigen gewählt.

Der Tausch war nicht übel: aus dem kleinen Nest Gerzenstein in das grosse Gysigen versetzt zu werden war angenehm – Gysigen: zwei Fabriken, zehn Wirtschaften, eine Kirche samt Pfarrhaus, zwei Friedhöfe und achtzehn Sekten. Die Sekten waren nicht weiter störend, sie verhielten sich still, jede beschränkte sich darauf, mitleidig auf die übrige Menschheit herabzusehen. Denn die Überzeugung, besser zu sein als der Nächste, gibt der Seele erst jene Stelzen, die sie braucht, um sich dem Himmel näher zu fühlen.

Dem Pfarrberuf ist wohl eine gewisse Tragik eigen, die aus dem Gefühle der Nutzlosigkeit, des Nicht-Helfen-Könnens entspringt; doch auch andere Berufe entbehren dieser Tragik nicht: Fürsprecher, Richter, Ärzte, sie alle kennen dies Gefühl des Überflüssigseins, das aus dem Mangel sichtbarer Wirkungen entspringt. Aber Tätigkeit vermag diesen Zwiespalt zu überwinden, und Pfarrer Dohmster war ein tätiger Mensch. Ausserdem war er überzeugt, als Hüter einer überlieferten Ordnung zu wirken und fühlte sich als Kämpfer gegen die überhandnehmende Unordnung, Verbitterung. Manchmal aber wurde auch Pfarrer Dohmsters heller, ordnungsliebender Geist von Zweifeln geplagt, und gewöhnlich meldeten sich diese an den leeren Sonntagnachmittagen, nach der Predigt. Er sprach frei, er sprach gut, und doch gelang es ihm fast nie, die starren, schläfrigen Augen seiner Zuhörer zu beleben. Er hatte das peinigende Gefühl zu einer Auslage toter Fische zu sprechen, so glotzig starr waren die auf

ihn gerichteten Augen. Dann plagte ihn gewöhnlich eine Erinnerung:

Er steht im Besuchszimmer eines Sanatoriums; dort hat er einen geisteskranken Amtsbruder besucht. Dieser Amtsbruder beachtet ihn gar nicht, er tritt hin und her, während seine Lippen dadaistische Lautgebilde formen: «Diridirdammdamm, diridirdammdamm, ho, ho.» Damals hat Pfarrer Dohmster gedacht: «Ob ich diridammdamm sage oder eine gute Predigt halte, in der Wirkung ist kein grosser Unterschied.»

Solche Gedanken, besonders wenn sie an leeren Nachmittagen oder in schlaflosen Nächten wiederkehren, wirken zermürbend, wie chronische Neuralgien.

Es ist noch von einer Begegnung zu sprechen, die auf die nachfolgenden Ereignisse bestimmend gewirkt hat. Nach jenem ersten Besuch bei der Witwe Lehmann war Pfarrer Dohmster durch den Wald zurückgekehrt. In der Mitte des Weges etwa hatte er eine lautschallende Stimme gehört. Er war dem Klang nachgegangen und hatte hinter einem manns hohen Gebüsch einen Knaben erblickt, der ihm den Rücken zugewendet hatte. Dieser Knabe mochte etwa siebzehn Jahre alt sein, trug ein geflicktes Hemd zu langen, halbleinenen Hosen, und die kurzgeschorenen Haare glänzten wie das Fell eines gutgepflegten Pferdes. Dieser Knabe hielt eine Rede vor einer Ansammlung kleiner, hellgrüner Tannen. «Darum», sagte der Knabe, «me-ine li-aben Zuhörer, wollen wir nie das Wort vergessen, das wir schon in unserer Kindhe-it gehört haben...» Der Junge schüttelte seinen runden Kopf, er war scheinbar unzufrieden, denn er begann von neuem: «Me-ine li-eben...» Da unterbrach ihn Dohmster: «Du musst ‚maine‘ sagen und ‚liiiben‘, nicht li-eben.» Der Junge fuhr herum: ein eckiges Gesicht, das keine Kurve enthielt, ein fester Mund, dessen Lippen elastisch waren, wie rote Gummibänder. Schöne Augen hat er, dachte Dohmster und lächelte, denn der Junge war rot geworden. «Du

übst dich im Reden», stellte der Pfarrer fest, «es gab einen griechischen Redner, der nahm Steine in den Mund, um seine Aussprache zu verbessern, weisst du das?» Der Junge nickte. Das habe man ihnen auch in der Schule erzählt, er habe es versucht, aber es habe nichts genützt. «Wenn ich als Pfarrer zu euch komme, so werde ich dir helfen. Willst du auch auf die Kanzel steigen, später?» Der Junge schüttelte schweigend den Kopf. «Wie heisst du denn?» – «Wohlrat, Erich.» – «Also, vielleicht auf Wiedersehen, Erich!» Dohmster winkte, aber der Junge trat auf ihn zu, streckte die Hand aus, der Pfarrer drückte sie ihm. Es war eine rauhe, trockene Knabenhand.

Als Pfarrer Dohmster einen schon längst erwogenen Plan verwirklichen wollte, die Gründung eines Jugendbundes nämlich, erinnerte er sich an Erich Wohlrat. Er zog ihn zu, und Erich war gut zu gebrauchen: als Sekretär, Präsident, Kassier. Der Pfarrer lud ihn oft ein, auch seine Frau mochte den Knaben gern. Obwohl Erich den Stimmbruch schon überstanden hatte, klang seine Stimme angenehm hell. Er sprach gut und bilderreich und hatte sich erstaunlich schnell, unter des Pfarrers Einfluss, die harten Dialektlaute seiner Mundart abgewöhnt. Aber nicht nur die Anpassungsfähigkeit des Jungen nahm den Pfarrer für Erich ein: den Knaben umgab eine Atmosphäre der Sauberkeit. Und dann spielte wohl auch Mitleid eine Rolle: Erich stammte aus trüben Verhältnissen. Er war ein uneheliches Kind und trug den Namen seiner Mutter. Frau Wohlrat hatte sich stets geweigert, den Namen des Vaters zu nennen. Sie hatte sich vor vielen Jahren im Dorfe niedergelassen und verdiente ihren Lebensunterhalt mit Nähen und kleinern Aushilfsarbeiten. Sie gehörte einer strengen Sekte an, besuchte jeden Abend die Bibelstunden. Sie hatte ein dürres Gesicht und darin die ewig erstaunten Augen einer Ente.

Der Jugendbund wurde also gegründet, Dohmster gedachte ihn auszubauen. Es war die Errichtung eines Heims vorgesehen, die Witwe Lehmann begeisterte sich für das Projekt, versprach Geld beizusteuern und das Werk in ihrem Testament zu bedenken. Aber die Witwe war ein schwieriger Fall, und Dohmster war froh, dass Erich ihn bei den Besuchen begleitete. Frau Lehmann war schwer zu behandeln, wenn man mit ihr allein war. Sie gab sich schwül und überspannt. Und Dohmster wurde es unbehaglich zumute, wenn er sich ihrem Anstarren auszusetzen hatte. Dazu hielt sie seine Hand, liess sie nicht los, und der Pfarrer musste stillhalten, ein freundliches Lächeln zeigen, das aber neutral zu sein hatte, um der Frau jede Möglichkeit zu nehmen, es zu missdeuten und es als einen Beweis gefühlbetonter Zuneigung aufzufassen. Er durfte es aber anderseits mit der Witwe nicht verderben. Dohmster dachte an den Ankauf einer Sennhütte als Ferienheim, er wollte in der nahen Stadt Propaganda für seinen Bund machen, ihn vergrössern vielleicht. In den Bau des Jugendheims hatte er selbst Geld gesteckt. Die Unterhaltungskosten dachte er durch Vorträge (auch da zählte er auf Erich) aufzubringen.

Es war, wie gesagt, gut, dass Erich ihn bei den Besuchen begleitete. Seine Anwesenheit vertrieb die Schwüle, die Ansprüche der Witwe wurden auf ein harmloseres Gebiet abgelenkt. Sie konnte ihre verborgenen mütterlichen Instinkte strecken, und das tat ihr gut.

Dass eine gewisse Art Liebe ohne Erpressung nicht denkbar ist, zeigte sich auch hier. Frau Lehmann besass Geld: sie hütete sich wohl, diese Tatsache Dohmster gegenüber zu betonen. Aber auf eine hinterhältige Art schob sie die versprochene Schenkung für das Jugendheim immer wieder hinaus, sprach von ihrem Tode, ihrem Testament, liess durchblicken, dass nicht alles unverbrüchlich festgelegt sei – ein Kodizill... «Wenn die Witwe uns abschnappt», sagte

Dohmster manchmal zu seiner Frau, « dann kann's uns schlecht gehen. » Er dachte an das Geld, das er für den Bau des Jugendheims vorgestreckt hatte.

Und eine ihm unbegreifliche Angst nahm von ihm Besitz, als in Gysigen von einem neuen Prediger berichtet wurde, einem gewissen Vater Vierkant, dessen Ruf geeignet war, die Leute aufzuregen. Der Knabe Erich erzählte eines Abends von ihm :

Ein abenteuerliches Leben habe dieser Vater Vierkant geführt, der die umliegenden Dörfer rebellisch mache. Meist sei er im Ausland gewesen, als Schiffskoch, Heizer, Revolutionssoldat in Südamerika, als Diener habe er einen englischen Adligen auf einer Expedition ins Himalayagebiet begleitet und dort tiefen Einblick in alte Erkenntnisse gewonnen (hierzu bemerkte Dohmster, dass tibetische Erkenntnisse wohl bei keinem modernen Magier fehlten, auch wenn diese Leute nur bis Frutigen gekommen seien, sie hielten dann eben das Kanderthal für eine asiatische Hochebene). Aber erst in einem amerikanischen Zuchthaus, so fuhr Erich fort, sei diesem Vater Vierkant die religiöse Erleuchtung gekommen. Dort sei er gefangen gehalten worden, weil er für unschuldig gelynchte Neger Partei ergriffen habe. Nach seiner Entlassung sei er in die Schweiz gekommen, habe begonnen zu predigen, viel Zulauf gehabt und habe eine neue Sekte gegründet, die Sekte der Vierkantianer.

Der Knabe Erich erzählte gut, Frau Dohmster wunderte sich über die lebendige Darstellungsart des Knaben und lobte den Vortrag. Erich wurde vor Freude rot.

« Ich verstehe schon », sagte Dohmster, « der Mann will Geld. Seine Vorträge werden gut besucht sein. Über was spricht er denn ? »

« Scheinbar sind seine Predigten harmlos », antwortete Erich, « er bringt Projektionsbilder, Greuelszenen aus aller

Herren Länder. Diese benutzt er, um von der Wirkungslosigkeit der Gesetze zu sprechen, um die Gesetzlosigkeit zu preisen; aber er tut dies immer so, dass ihm die Behörde nichts anzuhaben vermag. Er muss eigentümlich reden; die Leute, die von seinen Predigten berichten, sprechen alle von einem Rausch, der die Zuschauer ergreift, besonders die Frauen. Ausserdem wird auch noch von 'Orgien' berichtet, die Vater Vierkant in den Häusern seiner Anhänger feiern soll, hinter verhängten Fenstern. Aber vielleicht ist das nur böser Klatsch. Auf alle Fälle aber sieht es so aus, als wolle der Vater Vierkant Gysigen einkreisen. Hier hat er sich noch nie gezeigt, aber in Rümligen hat er in der Turnhalle gesprochen, in Brechtikon in der 'Sonne'. Und dann, Herr Pfarrer, auf die Witwe Lehmann müssen wir achtgeben. Seit zwei Tagen wohnt eine Nichte bei ihr, ein Verdingkind, wie man sich erzählt, um das sich die Frau nie gekümmert hat. Nun aber hat sie das Mädchen ins Haus gezogen. Es heisst, das Mädchen sei eine Abgesandte des Vaters Vierkant und seine Lieblingsschülerin. »

« Hast du die Nichte gesehen ? » fragte Dohmster.

« Ja. » Schweigen, dann : « Sie hat mir nicht gefallen. » Aber Erich wurde rot, nachdem er dies gesagt hatte.

An einem der folgenden Tage hörte Dohmster, die Witwe Lehmann habe sich wieder ins Bett gelegt und sei von neuem gelähmt. Als er sie daraufhin besuchen wollte, wurde er nicht vorgelassen. Ein junges Mädchen mit einem bleichen Gesicht, darin zwei Augen waren, die wie Rosskastanien glänzten, wies ihn ab. Die Tante sei müde, hiess es, sie habe schlecht geschlafen. Aber, meinte Dohmster, er habe Geschäftliches mit Frau Lehmann zu erledigen.

« Sie kann sich jetzt um nichts bekümmern », sagte das Mädchen, « der Vater Vierkant hat gesagt, sie muss sich sammeln, dann wird die Genesung kommen als ein Geschenk. » Bei dem Worte 'Vater' funkelten die Rosskastanien wie po-

liert. Was war darauf zu antworten? Dohmster grüsste höflich und ging. Als er sich nach einigen Schritten umwandte, stand das Mädchen immer noch unter der Tür. Es sah wild aus, und der Pfarrer hatte Angst um Erich; aber er war neugierig, diesem Vater Vierkant zu begegnen.

Die Begegnung vollzog sich unverhofft. Es war an einem Sonntag, vierzehn Tage später, während der Predigt. Dohmster hatte den Text gewählt: «Ihr sollt nicht wännen, dass ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.» Und scharf betont, mit einem strengen Blick über die merkwürdigerweise dicht besetzten Bänke, wiederholte er: «Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.»

Auf diese Worte hin – sie klangen wie eine Herausforderung – ging eine Bewegung, eine ungewohnte, durch die Gemeinde. Köpfe drehten sich um die Achse des Halses, Körper reckten sich, in den hintern Bänken war die Bewegung stärker, alle Blicke sammelten sich in einem Punkt, der sich etwa in der Mitte der zweitvordersten Reihe befand. Dort, dicht neben der Witwe Lehmann, sass ein Mann, dessen Gestalt zwergenhaft wirkte und der von einer überwältigenden Hässlichkeit war. In eine niedere Stirne wuchsen Haare von einem spröden, glanzlosen Rostrot, der kurze Bart, der in die Wangen wucherte, war von der gleichen Farbe und die Haut gelblich, nur über der knolligen Nase violett verfärbt. Aber diese ganze Hässlichkeit trat zurück vor dem wohlgeformten Mund, der Dohmster an schon einmal Gesehenes erinnerte, und vor den Augen, die, gross, von schwer bestimmbarer Farbe waren, sie erinnerten an jenes eingeschlossene Meerwasser, das in alten Häfen steht: von einer schillernden Haut überzogen, Fischschuppen glitzern darin, und grundlos scheint es, wie ein Sumpf der Unterwelt. Es war wohl dieses Grundlose der Augen, das in Pfarrer Dohmster

jenen leichten Schwindel erregte, der ihn die Kanzelbrüstung fester packen liess und ihn zu einem Räuspern zwang. Er sah sich plötzlich wie in einem Spiegel, so, als müsse er sich mit dem Widersacher vergleichen: mittelgross, ein wenig verfettet, mit sanften Gesichtszügen, weich, allzu weich, und in diesem Augenblick empfand er sich als hoffnungslos mittelmässig, wurde müde, sah alle Augen auf sich gerichtet. Da verdrängte eine aufsteigende Verachtung seine Mutlosigkeit, besonders als er auf einigen jugendlichen Gesichtern ein hämisches Grinsen bemerkte. Seine Verwirrung beim Anblick Vater Vierkants schien nicht unbemerkt geblieben zu sein. Aber mehr noch als diese Schadenfreude erschütterte Dohmster die Ausdrucksleere, die wie eine Maske das Gesicht des Widersachers bedeckte. Noch einmal liess der Pfarrer den Blick über die Versammlung gleiten, sah auf der andern Seite der Witwe Lehmann das bleiche Mädchen mit den wilden braunen Augen, und neben diesem Mädchen, jenseits des Ganges, seinen jungen Freund Erich Wohlrat. Der Knabe hatte den Kopf schief geneigt, und seine Blicke liessen das Gesicht des Mädchens nicht los. Da begann Dohmster zu predigen, und seine Stimme war so tönend, dass das Murmeln und Scharren in den Bänken verstummte.

Sonst predigte der Pfarrer eigentlich mehr für sich und für den unbekannten, künstlerisch aufgeschlossenen Menschen, der sich vielleicht einmal, durch einen Zufall, in seine Gemeinde würde verirren. Vor diesem geschulten Zuhörer wollte er bestehen. Heute überkam ihn eine Art Trotz, er wolle doch sehen, dachte er dunkel, ob er nicht ebensoviel könne, wie solch ein Sektendemagoge.

Seine Predigt war kein banaler Lobgesang auf die bürgerliche Ordnung und ihre Vorteile. Er sprach Gedanken aus, von denen er wusste, dass sie uralt waren, aber es schien ihm notwendig, sie zu sagen. Von dem Zwiespalt in

allem Sein sprach er, dem Todeskeim in allem Lebenden, der Hass sei in der Liebe enthalten, wie die Gesetzlosigkeit in der Gerechtigkeit und die Selbstüberhebung in der Barmherzigkeit. Aber eben die Gesetze, die göttlichen oder die menschlichen, seien ein Versuch, ein schwacher und darum ein tapferer, den Zwiespalt zu überbrücken, die Spannung zu lösen. Er griff auf das Textwort zurück. Mit der Erfüllung des Gesetzes sei eben diese Haltung gemeint, nicht etwa ein bequemes Sich-Fügen in die aufgestellten Gesetze, sondern eine Anerkennung derselben, ein Darüberstehen, ein Sich-Bekennen zu einer höheren Ordnung und Gesetzmässigkeit.

Die dürre gedankliche Wiedergabe dieser Predigt gibt keinen Begriff von ihrer Wirkung. Denn ihre Wirkung gründete sich auf die Ueberzeugung, die aus ihr strömte, und Dohmsters Stimme, Gebärden und Mienenspiel unterstützten sie. Nach dem Segen schlichen die Leute ein wenig beschämt aus der Kirche. Aber vor allem: Erich hatte während der ganzen Predigt das Mädchen mit den wilden Augen nicht mehr angeblickt. Jetzt, als er als einer der letzten die Kirche verliess, wandte er sich um und lächelte dem Pfarrer zu. Als einzige Enttäuschung verblieb: Vater Vierkants Gesicht war bis zuletzt eine hölzerne Maske geblieben, und kein Wort war mächtig genug gewesen, um seine Starre zu zerbrechen.

Auf den Nachmittag hatte Vater Vierkant einen Vortrag angekündigt. Dass er vom Gemeinderat die Erlaubnis erhalten hatte, ihn in der Turnhalle zu halten, liess den Einfluss der Witwe Lehmann deutlich erkennen. Uebrigens hatten sich schon einige Tage vorher bunte Papierschmetterlinge auf Telegraphenstangen, Hauswänden, Mauern, Zäunen niedergelassen. Sie alle luden zu «Des Erdenpilgers Elendsreise» ein, «mit Lichtbildern» und «unter gefl. Mitwirkung des Mandolinenorchesters und des gemischten Chors, Tränen der Seh-

sucht'. Eintritt 1 Fr. Es wird für ein göttliches Werk gesammelt.»

Dohmster hatte für diesen Nachmittag eine Versammlung seines Jugendbundes ins Pfarrhaus einberufen. Nur Erich kam. Während ein dicker Novembernebel nur Dämmerung ins Zimmer sickern liess, horchten die Beiden auf jedes Geräusch. Es schien, als sei das ganze Dorf ausgestorben. Nur ein helles Kinderweinen tönte von fern, ängstlich und traurig. Es war Dohmsters Söhnchen, das vergeblich gegen eine bleierne Furcht zu kämpfen schien.

Erich sagte: «Die Mutter ist auch zum Vierkant. Man sollte sie nicht allein lassen!» Dohmster nickte, und beide gingen durch die leeren Strassen zur Turnhalle.

Im Vorbau, an der Kasse, sass die Nichte der Witwe Lehmann an der Kasse. Der Pfarrer zahlte den Eintritt für sich und Erich. Beim Zurückgeben des Wechselgeldes berührte das Mädchen des Pfarrers Hand. Da war es Dohmster plötzlich, als sei sein Herz eine Pumpe, die Luft aufsauge statt Wasser. Es war ein ekelhaftes Gefühl der Leere, das ihn bei der Berührung dieser heissen trockenen Hand erfüllte, und doch war es aufreizend, wie etwas noch nie Erlebtes.

Die Vorstellung hatte schon begonnen, und die letzten Takte eines fremdartigen Marsches zirpten. Mit schwarzen Vorhängen war die Bühne am Ende des Saales verkleinert worden. Davor stand einsam eine Gestalt: der weisse Gehrock, die schneeweissen Hosen, liessen das Zwergenhafte der Gestalt vergessen. Vater Vierkant stand einen Augenblick reglos, so als wolle er sich vorstellen, dann rollte im Hintergrund der Bühne ein Tuch herab, wie es für Projektionen gebräuchlich ist. Links, auf einem Tisch, abgeblendet, stand ein siebenarmiger Leuchter, in dem dünne Kerzen brannten.

Die Bilder, die auf der Leinwand vorbeistrichen, waren gut gewählt. Greuelszenen aus aller Welt: Hinrichtungen in China, Stierkämpfe in Spanien, ein explodierendes Schiff, eine Grubenkata-

strophe, Folterungen in Indien, eine Barrikade in einer Strasse, und Körper liegen unnatürlich verrenkt herum, während man das dünne Rohr eines Maschinengewehrs sieht, eine Zelle schliesslich in einem Zuchthaus, mit einem Erhenkten am Fensterkreuz (vielleicht war dies Bild gestellt, obwohl es die grauenhafte Wirklichkeit jener Illustration besass, die aus wissenschaftlichen Kriminalarchiven bekannt ist). Der Mann im weissen Gehrock vor den brennenden Kerzen blieb stumm, er pochte mit einem Stock auf den Boden, wenn er den Wechsel eines Bildes wünschte.

Dann wurde es hell. Die Mandolinen spielten einen Niggersong, und Vater Vierkant stellte sich in die Mitte der Bühne. Er hob die Hand. Die Musik brach ab. Er legte die Hände – rote, rissige Arbeiterhände – flach auf die Brust, dann breitete er die Arme aus: «Das ist das Gesetz!» schrie er, «das ist die Hölle. Die ganze Welt eine Hölle! Im Paradies lebten die Menschen ohne Gesetz, das Gesetz ist der Feind, das Gesetz in den Kirchen, in den Gerichtssälen, das Gesetz, das die Menschen...» Er stockte, denn ein quälender Schrei war aufgestiegen, der anschwell. Bewegung entstand im Mittelgang, eine Gasse bildete sich, durch die gehetzt eine Frau lief. Ihr Rumpf war vorgeneigt, und die Arme waren nach hinten gespreizt. Die Gestalt erinnerte an eine Ente, die vor einem Hunde flieht. Auch das Geschrei und die blanken Vogelaugen passten zu diesem Bild. Erich packte des Pfarrers Arm. «Die Mutter!» flüsterte er. Dohmster fing die Frau auf, er hielt sie, bis Erich ihm beisprang. Dann schritten die drei zur Türe, die Frau zwischen sich. Das Mädchen hatte die Kasse verlassen und verspernte die Tür, der Ausdruck ihres Gesichtes war böse. Dohmster atmete auf, als endlich der feuchte Nebel auf seiner Haut lag.

Er begleitete Mutter und Sohn nach ihrem Heim. Sie hatten weit zu gehen. Erich brachte seine Mutter zu Bett. Seit sie nach dem endlosen Schrei zusammen-

gebrochen war, hatte sie den Mund nicht aufgetan, den Weg hatte sie wie ein Mensch zurückgelegt, den ein allzu helles Licht geblendet hat: mit geschlossenen Augen, und wie eine Blinde hatte sie sich führen lassen.

Dann sass Dohmster mit dem Knaben an einem tannenen Tisch, ein leises Weinen drang aus dem Nebenzimmer. «Sie hat ihn erkannt», sagte Erich, «er ist mein Vater.» Dohmster nickte. Er hatte Ähnliches vermutet. Nun fiel ihm der Mund des Knaben auf, jener gespannte Mund, der an rote Gummibänder erinnerte, und den Mund hatte er heute schon gesehen, aber damals hatte die Erinnerung versagt. Dass dieser Erich ausgerechnet der Sohn des ‚Erbfeindes‘, des ‚Widersachers‘ sein musste! Er hatte ein unheimliches Leben vor sich, dieser Junge, wenn nur ein Zehntel aller Vererbungstheorien auf Wahrheit beruhte: der Vater ein Degenerat (so nannte man doch diese Leute), die Mutter eine Hysterika! Wie tröstlich waren doch wissenschaftliche Etiketten! Und der Junge ging herum, ruhig, gemessen, er war gescheit und doch kein Duckmäuser. Vielleicht machten die Theorien eine Ausnahme für diesen Jungen, vielleicht hatte der Vater nur den Rededrang auf seinen Sohn vererbt. Aber man sollte den Erich aus seiner Umgebung herausnehmen, für ihn sorgen! Und die Mutter? ... Die blieb allein?...

Erich hatte Tee gemacht. Dohmster trank aus einer dickwandigen Tasse, der Tee schmeckte nach Heublumen. «Setz dich», sagte Dohmster, «wir müssen beraten. Ich habe dir geholfen, jetzt musst du mir helfen! Ich habe keine Waffen gegen den Mann, und dann kann ich überhaupt schlecht kämpfen. Schliesslich mit Kommunisten, mit richtigen Revolutionären kann man sich verständigen. Das sind Männer, die Überzeugungen haben, sie glauben an eine Ordnung, auch wenn diese Ordnung uns fremd scheint. Ich sollte das nicht sagen, als Pfarrer, aber es ist doch so. Sie sind, sagen wir einmal diskus-

sionsfähig. Aber die absolute Gesetzlosigkeit, der Schlamm, der einem zwischen den Fingern zerrinnt...» er stockte und rieb die Handfläche am rauhen Stoff seiner Hosen. Ihm war die Berührung jener Mädchenhand eingefallen, wieder überkam ihn das Gefühl der Leere, ein Wirbel, der ihn einsaugte. Steif stand Dohmster auf, ging in die Küche und wusch sich die Hände.

Hinter sich hörte er Schritte. Erich trat zu ihm: «Ich werde schon einen Ausweg finden. Der Mann muss aus dem Dorf!»

«Ja», sagte Dohmster, «und da ist noch die Witwe Lehmann. Wenn sie von uns nichts mehr wissen will, fliegt der Jugendbund auf. Oder der Vierkant stiehlt mir meine Idee!»

Der Knabe Erich lächelte. «Haben Sie keinen Kummer, die Witwe Lehmann geht uns nicht verloren! Und das Jugendheim wird schon fertig gebaut. Ich werde schon einen guten Witz finden.» Und er leuchtete dem Pfarrer mit der Lampe zur Haustür.

Aber bald schien es dem Pfarrer, als sei Erichs Versprechen eine leere Redensart gewesen. Denn schon am nächsten Tage wurde ihm von geschwätzigen Zungen hinterbracht, Erich habe sich über ihn lustig gemacht. Er habe lachend erzählt, wie der Pfarrer vor dem Vater Vierkant geflohen sei, er habe einfach der Beredsamkeit des Vaters nicht widerstehen können. Dann hiess es (am Tage darauf), der Junge hocke immer bei der Witwe Lehmann, wo auch der Prediger sich einquartiert habe. Am Donnerstag begegnete Dohmster einer seltsamen Gesellschaft: Vater Vierkant ging zwischen Erich und dem jungen Mädchen mit den wilden Augen. Erich wandte das Gesicht ab, als er den Pfarrer sah, das Mädchen blickte herausfordernd herüber, Vater Vierkant starrte maskenhaft vor sich hin. Dohmster ging bedrückt nach Hause. Mitleidige Leute berichteten ihm, die Heilung der Witwe Lehmann mache grosse Fortschritte, die Lähmung sei verschwunden, sie tanze jeden Abend,

denn der Prediger habe behauptet, der Tanz sei eine heilige Angelegenheit. Am Samstag durchlief ein neues Gerücht das Dorf. Bei der Witwe Lehmann gehe es 'strub' zu, Flaschenwein werde getrunken, Musik spiele, aber es seien nur wenige zugelassen. Erich Wohlrat verlasse kaum mehr das Haus. Immer sehe man ihn mit dem Vater Vierkant und dem jungen Mädchen zusammen. Dohmster fühlte sich alt und müde, er überlegte, ob ein Eingreifen der Behörden Erfolg haben würde, verwarf dann den Gedanken: er wollte keinen Märtyrer schaffen. Es hiess, auch in andern Häusern würden Orgien gefeiert, aber Dohmster schämte sich, zu spionieren.

Am Sonntag war die Kirche fast leer, dafür war die Turnhalle am Nachmittag überfüllt. Dohmster blieb daheim. Zwei Tage darauf sollte wieder eine Versammlung stattfinden, mit nachfolgendem Tanz (Elend und Tanz, dachte der Pfarrer, das passt gut zusammen); aber am Tage darauf meldete das Raunen, Vater Vierkant habe die Versammlung nicht leiten können, er sei erkrankt, dafür habe Erich gesprochen. Die Knaben und Mädchen, die zu Dohmster in die Unterweisung kamen, erzählten dies. Dohmster wollte wissen, was der Knabe Erich geredet habe. «Oh», hiess es, «er hat schön geredet, nicht mehr so gebildet wie früher, so recht aus dem Herzen. Und dass der Pfarrer auf dem falschen Weg ist, weil er das Leid nicht kennt und auch das Elend nicht.» Die jungen Gesichter waren mit Hohn geladen. Dohmster schickte die Kinder heim.

«Man müsste den Vormund des Knaben benachrichtigen!» sagte er nachher zu seiner Frau. «Ein Mensch, wie dieser Erich, ist gefährdeter als ein anderer. Denk doch an seine erbliche Belastung!»

«Ach, ihr mit eurer Wissenschaft!» sagte Frau Dohmster ärgerlich. «Warum hast du kein Vertrauen zu dem Buben? Vielleicht ist alles, was er macht, doch nur Theater, und er ist dir treu. Wart doch ab!» Und seufzend beschloss der

Pfarrer zu warten. Vielleicht hatte seine Frau doch recht.

Wieder setzten sich die bunten Schmetterlinge auf Zäune, Stangen, Mauern und verkündeten für den Sonntag einen neuen Vortrag. Thema: «Wie werde ich erlöst?» Als endlich der Tag gekommen war und Dohmster am Morgen wieder vor leeren Bänken gepredigt hatte, wehrte er sich lange. Er sass einsam in seinem Arbeitszimmer, versuchte zu lesen, fror, obwohl das Ofenrohr rötlich schimmerte. Dohmster war seiner Frau aus dem Wege gegangen, und trotzdem war er böse auf sie, dass sie sich nicht um ihn kümmerte. Aber die Frau Pfarrer pflegte zu sagen: «Jeder muss mit seinen Angelegenheiten allein ins reine kommen.»

Um halb vier Uhr endlich raffte sich Dohmster auf. Draussen schien eine kalte Sonne. Die Telegraphendrähte summtun verärgert, weil der Wind sie nicht in Ruhe liess.

In der Turnhalle roch es nach zusammengepferchten Menschen. Ganz verschwommen kam es Dohmster zu Bewusstsein, dass Frau Lehmanns Nichte an der Kasse fehlte. Der Pfarrer blieb im Hintergrund stehen, an eine Säule gelehnt.

Vorn sangen sie einen eintönigen Psalm zu einer dumpfen Begleitung. Es war aufreizend und zugleich einschläfernd. Die Frauen in den Bänken hatten glänzende Augen und fiebrig gerötete Backen, die Männer sahen eher verlegen aus. Der Vorhang zur Bühne war geschlossen. Nun ging er auf. Vater Vierkant trat an die Rampe.

«Schwestern, Brüder», begann er mit einer hohen, schrillen Stimme, die an den Nerven zerrte (dem Pfarrer schien es, als gliche diese Stimme einer andern, wohlbekannten, die er seit einer Ewigkeit nicht mehr gehört hatte, und er hatte sie vermisst), «ich rufe euch auf zur grossen Pilgerfahrt. Wohin geht die Fahrt? Auch ich habe so gefragt, als ich im Bauch eines Schiffes stand und die Kessel fütterte. Das ist die Hölle, habe ich damals gedacht, und als ich später

in der Sonnenhitze marschieren musste, tagelang, und Durst litt, da hab ich wieder gedacht: das ist die Hölle. Die Satten, die nie erfahren haben, was Elend ist, und die euch, von einer Kanzel herab, wohlgenährt, wohlgekleidet, von einem gütigen Gott sprechen und euch befehlen, den Gesetzen dieses Gottes zu gehorchen, sie lügen. Der Gott, den diese verkünden, ist ein falscher Gott. Ich bringe euch den wahren Gott...»

Da ging der schwarze Vorhang im Hintergrund der Bühne auseinander, und eine Bewegung entstand im Publikum. Dohmster dachte: Er spricht nicht schlecht, der Mann, und er hat es leicht. Alle sind sie unzufrieden. Er hat einen guten Trumpf gegen mich in der Hand, er hat das Elend am eigenen Leib erfahren, und wie alle kritiklosen Schwärmer hält er diejenigen, die nicht die Höllenwanderung der Not erlebt haben, für erlebnisarme Narren. Aber seine Gedanken wurden unterbrochen, und er starrte auf die Bühne. Ein Junge stand plötzlich neben Vater Vierkant, wirklich, es war Erich, schob den Prediger zur Seite und sagte laut in den unruhigen Saal: «Hört doch nicht auf den da!» (verächtliche Bewegung gegen den Prediger) «ich kann schönere Geschichten erzählen!» Da Vater Vierkant den Jungen unterbrechen wollte, schob ihn Erich unsanft beiseite: «Du, setz dich, und halt den Mund!» Gelächter. «Wollt Ihr zuhören?» Stimmen durcheinander: «Nein! – Ja! – Frechheit!» In der ersten Bank stand eine Frau auf, sah um sich, der Lärm verstummte. «Der Bub soll reden!» sagte die Witwe Lehmann. Viele Stimmen wiederholten im Chor: «Er soll reden!» Pfarrer Dohmster wischte sich die Stirn, es war unerträglich heiss im Saal. Die helle Knabenstimme redete weiter:

«Er lügt euch doch nur an! Was er da von sich erzählt, ist gar nicht wahr. Er ist weder in China, noch in Amerika gewesen. Wegen Trunksucht versorgt war er, zuerst fünf Jahre, dann weitere zehn Jahre, unverbesserlich. Dass sie ihn

schliesslich haben springen lassen, wundert mich. Was er euch da erzählt, hat er im Arbeitshaus sich angelesen. Und fromm hat er dort getan, so fromm, dass der Pfarrer ihm seine Bekehrung geglaubt hat. Auf die Fürsprache des Pfarrers haben sie ihn dann laufen lassen.» Erich wandte sich direkt an den Prediger, der vor dem siebenarmigen Leuchter sass, ein wenig zusammengesunken, aber noch immer war die hölzerne Maske seines Gesichtes unzerbrochen. «Ist's nicht wahr?» fragte Erich. Eine spitze Mädchenstimme rief durch den Saal: «Er lügt, nur aus Rache sagt er das alles, weil ich nichts von dem Buben habe wissen wollen! Vater Vierkant hat mir besser gefallen.» Man sah, dass Erich langsam rot wurde, er blickte in die Richtung, aus der die Stimme kam. «Vater Vierkant, verteidige dich doch!» schrie es von dorthier, «denn du bist unser Retter!»

Der Prediger stiess einen Laut aus, der wie ein Krächzen klang, dann hörte man ihn fragen, und die Fischschuppen schillerten in seinen Augen: «Woher weisst du das?» – «Weil's mir die Mutter erzählt hat, weisst du denn noch nicht, dass du mein Vater bist?» Da bekam die Maske einige Sprünge. Dann aber sagte der Mund ganz ruhig: «Und wenn schon? Glaubst du, dass du der einzige Bastard bist, der von mir herumläuft?»

Erich machte einen Sprung, knapp vor dem Alten stand er, dann hörte man das Knallen einer Ohrfeige. Die Witwe Lehmann gab das Signal zum Beifall und klatschte wie besessen in die Hände. Der Saal pfiff und johlte. Vater Vierkant verschwand.

«Und das Jugendheim bauen wir!» sagte die Witwe Lehmann draussen zum Pfarrer. «Aber das haben Sie eigentlich diesem da zu verdanken.» Sie zeigte auf Erich. «Vielleicht könnte man den Buben studieren lassen, was meinen Sie? Vielleicht wird er einmal ein berühmter Fürsprech.» Sie war gar nicht verlegen, ihre Schwärmerei für den Vater Vierkant

war nur eine Episode gewesen. Jetzt, nach dieser Abwechslung, konnte man wieder zur Landeskirche zurückkehren. Dieser Pfarrer Dohmster war doch ein feiner Mann, und er hatte so schöne Augen...

Aber Dohmster war unzufrieden. Er philosophierte auf dem Heimweg, und der Knabe Erich hörte zu:

«Was haben wir gewonnen? Dass die Witwe Lehmann uns mit ihrem Geld weiter aufziehen wird? Dass das Dorf Gysigen einwenig aufgewacht ist? Ja, Erich, du warst tapfer, alles was recht ist, und ich schäme mich ein wenig. Erstens, weil ich an dir gezweifelt habe, und dann, weil ich mich vor diesem Vierkant eine Zeitlang doch gefürchtet habe. Aber glaubst du vielleicht», ganz wider seinen Willen wurde Dohmsters Stimme höhnisch, der Junge sollte sich nicht zuviel einbilden, «glaubst du, dass ein Konflikt sich mit einer Ohrfeige lösen lässt? Was willst du jetzt tun? Du wirst es böse haben, hier, die Leute verzeihen es nicht, wenn sie sich blamiert haben. Willst du in die Stadt, ins Gymnasium? Du hast ja gehört, was die Witwe gesagt hat. Nun?» Dohmster fragte es ungeduldig. Das Schweigen des Jungen bedrückte ihn. – «Ich bleibe gern bei Ihnen, Herr Pfarrer, ich kann ja bei Ihnen lernen, Sie wissen viel!» Dohmster sah den Jungen von der Seite an. Erich war barhaupt, auf seinem runden Schädel schimmerten die geschorenen Haare, wie ein wohlgepflegtes Rappenfell. Da schob Dohmster seinen Arm unter den Arm des Jungen. Es war tröstlich, dass ihn jemand noch brauchte. Er hatte sich nutzlos gefühlt, und jetzt sagte ihm dieser Erich, dass er nicht von ihm fort wolle. Oder war der Junge so gescheit, dass er merkte, was in ihm, dem Pfarrer, vorging? «So, willst du?» fragte Dohmster. – Aber Erich schien schon an anderes zu denken. «Morgen», meinte er, und seine Antwort bezog sich auf des Pfarrers unausgesprochene Gedanken, «morgen ist schliesslich auch noch ein Tag.»